

Schirmpflanzung, Wegebesserung, Entwässerung u. andere wirtschaftl. Einrichtungen in der Landwirtschaft.

Vom Ehrenamtmanne Brüning in Enniger.

„Nicht spalte mit Eisen ein unbekanntes Gefilde,
 Eh' du die Wind' achtsam und die ändernde Weise des Himmels
 Auslernst, auch die geerbte Natur und Pflege der Oerter.
 Was dir jeglicher Boden gewährt, was jeglicher weigert;
 Hier steigt üppig die Saat, dort heben sich glücklicher Trauben,
 Anderswo prangt Baumfrucht, dort grünt ungeheissen die Grasung.“

So war es, als Virgil dies Gedicht schrieb, und so ist es noch heute. Aber der menschliche Fleiss, ja auch die Unbedachtsamkeit hat die Natur der Oertlichkeiten und Gegenden nicht wenig verändert, meistens zum Besseren, mitunter auch zum Nachteil. Die Abtreibung der Wälder, die Senkung des Wasserspiegels, die Kultur der Haiden mit ihren Sümpfen und Lachen haben ein anderes, im Allgemeinen auch ein besseres Klima gebracht; es möglich gemacht, dass Saat und Ernte früher begonnen werden können. Das Wechselfieber (Kaltfieber), welches hier vor 50 Jahren noch permanent war, ist ausgestorben und kommt höchstens noch sehr vereinzelt in einer Sumpfgegend von Albersloh vor. Alexander von Humboldt sagt: „Die Seltenheit oder Abwesenheit der Wälder vermehrt jedesmal die Temperatur und Trockenheit der Luft.“ Germanien, wie Caesar und Tacitus es kannten, war „ein Land voll fürchterlicher Wälder und grauenhafter Sümpfe, unfähig, edlere Obstsorten hervorzubringen.“ Marceau de Jonnes glaubt, dass die damalige Temperatur um 5 bis 6° R. niedriger gewesen sei als heutigen Tages, also ungefähr der gegenwärtigen von Petersburg entsprochen habe. Der herrschende Wind ist in neuerer Zeit von Südwesten und Westen nach Norden gegangen, welcher jetzt Regenecke geworden. Hoffen wir, dass die neu entstandenen Kiefern-Schonungen im Kreise Warendorf und die Dammkultur an der Nordküste uns ein besseres Klima bringen. Der Wegebau ist erleichtert. Durch die Abtrocknung der Wege und durch die Umwandlung der Kloaken — denn anders kann man die früheren Wege nicht nennen — in Chausseen, Kies- und Sanddämme ist der Verkehr erleichtert. (Die Steinkohlenasche vermehrt nach ihrer baldigen Auflösung nur die Kloake.) Und dies hat wiederum einen Umschwung in vielen nützlichen Dingen zur Folge gehabt. Der Absatz der Produkte, die Heranschaffung der Materialien ist erleichtert. Wo ein Weg ausgebaut, erlangt die Gegend bald eine andere Gestalt; die Gebäude können leichter in Stand gesetzt, und in die vertieften Wegegräben können die seitwärts befindlichen oder anzulegenden Abzüge geleitet werden. Durch zweckmässig tief geführte Wegegräben wird nicht selten eine ganze Gegend entwässert, wie dies namentlich im Sendenhorstschen geschehen ist. Entwässerung und Wegebesserung sind aber die Vorbedingungen aller Kultur-Verbesserung. Es ist manches Nützliche vollführt, Anderes in Angriff genommen, und doch noch viel zu thun übrig geblieben. Es würde hinsichtlich der Wege und Entwässerung auch noch viel mehr geschehen, wenn die Grundbesitzer den grossen Vorteil, der ihnen daraus erwächst, überall richtig würdigten; denn an dem Eifer der Beamten liegt es nicht. Es werden ihnen nur zu viel Hindernisse entgegengesetzt. Diese entspringen beim

Wegebau aus der Engherzigkeit, der Unwissenheit, dem Eigensinn, der Missgunst, dem Oppositionsgeist, der Aufwiegelungs- und Ränkesucht Einzelner. Es gibt auch solche, die meinen, die öffentlichen Wege, die dazu bestimmt sind, den allgemeinen Verkehr zu vermitteln und deshalb von Ort zu Ort geführt werden müssen, könnten in ihrem speziellen Interesse ihrem Ackerkampe vorbei gelegt werden in starken Krümmungen, sogar im Zickzack: man könnte „mit der Kirche um den Kirchhof fahren“. Dass ein solches Beginnen systemlos ist, dass es dem Einzelnen überlassen werden muss, seine Grundstücke mit den auf allgemeine Kosten angelegten Hauptverkehrsadern auf eigene Kosten in Verbindung zu setzen, wollen sie nicht begreifen; ihre Ansicht geht dahin, dass ihre Nachbarn das hauptsächlich besorgen sollen, damit sie selbst nicht so viel zu thun haben. Die Klügeren und Bescheideneren lassen, wenn es nicht anders geht, ihre Grundstücke sogar durchschneiden in der Überzeugung, dass dieselben um so viel besser kultiviert werden können und einen höheren Ertrag liefern. Das zu erstrebende Ziel kann, wie bereits angedeutet, kein anderes sein, als die verschiedenen Ortschaften zu verbinden, auch die Teile der Gemeinden, die Häusergruppen und Reihen. Das liegt im allgemeinen Interesse; wogegen es, wie gesagt, dem Einzelnen überlassen werden muss, die Zugänge zu ihren Parzellen selbst zu verbessern, was sie mit viel geringerer Mühe können als die Gesamtheit, was ihre Kräfte nicht übersteigt und einer Vermittelung der Behörden nicht bedarf.

Was die Entwässerung anbelangt, so geht man auch seit Jahren mit einer Änderung der bestehenden Gesetze um. Ich finde dazu jedoch kein Bedürfnis. Die bestehende Gesetzgebung genügt nicht allein, sondern ist so vorzüglich, dass nur zu befürchten steht, die Neuerungen könnten hindernd wirken. Ich erlaube mir nur an das Vorflut-Edikt vom 15. November 1811, das Gesetz über die Benutzung der Privat-Flüsse vom 28. Februar 1843 und die Vorflut-Polizei-Ordnung der Königlichen Regierung zu Münster vom 24. Juni 1867 zu erinnern, welche letztere hinsichtlich der Ausführung sehr zweckdienliche Bestimmungen enthält. Dass bei grösseren Flussregulierungen durch Spezial-Reglements die Angelegenheit geordnet werden muss, liegt in der Natur der Verhältnisse, welche nicht überall gleich sind. —

Die Wallhecken, für deren Erhaltung man in der Provinzial-Hauptstadt Münster schwärmt, sind da, wo sie schädlich, und das sind sie im hiesigen Kreise meistens, zu einem grossen Teile ausgerodet. Es soll nicht geleugnet werden, dass bei dem Beseitigen der Hecken und kleinen Feldgehölze Fehler gemacht sind und noch gemacht werden, und manche weggeworfen sind, die erhalten werden mussten. Aber das ist bei Einführung eines neuen Zustandes unvermeidlich; es geschieht wenigstens nicht selten. Wenn das Alte, was anderen Verhältnissen und dem früheren, wirklichen Bedürfnis seine Entstehung verdankt, unter den jetzigen modifizierten Zuständen unhaltbar geworden, fehlt es nicht selten an den richtigen Vorbildern für das Neue; Manches muss erst ausprobiert werden. Daher kommt es, dass Fehler gemacht werden und die Ängstlichen, die Trägen und Unwissenden es beim Alten lassen, Gewehr bei Fuss abwarten, welche Resultate die neue Anlage des Klügeren und Fleissigeren bringt. Manche lassen sich auch durch unwissende oder schlechte Ratgeber bestimmen, die Hände in den Schoss zu legen. Die Ge-

schmücke sind verschieden, sagt man, und so findet Mancher etwas schön, was in Wirklichkeit den ästhetischen Rücksichten keineswegs entspricht. Auch fürchten Manche, dass an Stelle des Alten nicht das richtige Neue gesetzt werden möchte, wenn auch die Unhaltbarkeit des ersteren zugegeben wird. Mitunter wird auch zu radikal verfahren.

Die Zeiten sind vorüber, wo die Landwirte ihr Fortbestehen fanden in der Wirtschaftsmethode nach altväterlicher Weise. Die grösseren Ansprüche der Gegenwart an die Leistungen, und die grösseren Pflichten, die zu erfüllen sind, erfordern gebieterisch grössere Anstrengungen des Geistes und Körpers, um im leistungsfähigen Zustande zu verbleiben. Zu dem Zwecke werden nicht allein von der fürsorglichen Regierung weise Ratschläge gegeben, sondern auch die Mittel geboten zur Ausführung. Wovor aber zu warnen ist, das sind die Ratschläge der Dilettanten und derjenigen, die zwar aus guter Absicht, aber aus unrichtiger Auffassung der Verhältnisse oder Liebhaberei auf Irrwege führen; abgesehen davon, dass auch die sogenannten oder wirklichen Sachverständigen aus eigenem Interesse die verkehrten Massregeln anraten bezw. ausführen.

Bei den Parkanlagen ist es eine alte Regel, die Natur zu studieren und zu kopieren an den Stellen, wo sie in der grössten Vollkommenheit hervortritt.

So lange Amerika nicht entdeckt, die fremden Länder und Welttheile nicht aufgeschlossen waren, wie es jetzt die Dampfkraft bewirkt hat, wurde ein Park aus den vorhandenen Hölzern, Bäumen und Sträuchern angelegt und mit den altbekannten Blumen bepflanzt. Jetzt, nachdem die grossen gärtnerischen Handlungen ihre Reisenden in alle Länder und Welttheile senden und eine grosse Zahl von Pflanzen aller Art: Bäume, Sträucher, Blumen von ungeahnter Pracht, Schönheit und Grösse in die Heimat senden, wo sie durch die Kunst in den Treibhäusern in kurzer Zeit zahllos vermehrt und in den Handel gebracht werden, ist das anders geworden. Der Park darf nicht auf einmal abgeschlossen werden, es muss Raum für Nachpflanzung bleiben, sonst sieht man der Anlage die Zeit an, in welcher sie gemacht worden, sowie man einem alten Rock den Jahrgang anmerkt, wo der Stoff oder die Farbe in der Mode waren.

Die grossen Fortschritte auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit haben auch die Erhaltung der Wallhecken in hergebrachter Weise unmöglich gemacht. In der Zeit ihrer Entstehung entsprachen sie einem sehr fühlbaren Bedürfnis, sonst würde man sie unzweifelhaft nicht mit so grosser Arbeitskraft angelegt haben. Als die Produkte der Viehzucht allein nicht mehr genügten zur Ernährung des Menschengeschlechts, wurde zum Ackerbau übergegangen. Den Gemeinweiden wurden nach und nach immer mehr die geeigneten Strecken abgenommen und zum Fruchtbau verwandt. Es war aber von den Fruchtfeldern nicht allein das zahme Vieh abzuhalten, sondern es waren auch die wilden Tiere: Elch, Hirsche, Sauen, abzuwehren. Zu dem Zwecke wurden die hohen Wälle und tiefen Gräben angelegt und mit den entsprechenden oder in der Nähe vorhandenen Holzarten bepflanzt.

Diese Wallhecken geben der Landschaft ein eigentümliches Gepräge, und mit ihren Einschlüssen erhielten sie wohl das Aussehen grosser Erdburgen. Insgesamt aber bildeten sie mit anderen Aufwürfen und Gräben ein ganzes Netz von Hindernissen für anstürmende Feinde, dienten also neben dem Schutze des Einzeleigentums

auch der Wehr des ganzen Landes. In der fruchtbaren Ebene genügte jede Familie sich selbst, daher entstanden die Einzelwohnungen mit den eingefriedigten sogen. Binnenweiden, worin Rindvieh und Pferde getrieben wurden. Es bildete sich hierdurch die sogen. Hofesverfassung, um mit v. Haxthausen zu reden. In den Bergen, wo die Schaf- und Ziegenzucht vorherrscht, nur das allernotwendigste Rindvieh gehalten wird, musste alles Vieh durch gemeinschaftliche Hirten geweidet werden, deshalb vereinigte man sich in nahestehende Häusergruppen. Für ein oder anderes Stück Vieh ein Grundstück zu umwallen, lohnte sich nicht. Auch weil der Boden karg, das Klima rauh, so waren grössere Flächen zur Ernährung einer Anzahl Viehes und Unterhaltung der Menschen erforderlich. Daher die von den Ortschaften weit abliegenden Weidereviere, welche wiederum zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und zum Zusammenwohnen nötigten. Seitdem aber in der Ebene alle Gemeinheiten geteilt sind, viel Vieh sogar auf dem Stalle gehalten wird, Hirsche und Sauen, wenigstens hier in der Ebene, längst ausgerottet, die meisten Festungen geschleift sind, vor feindlichen Überfällen die gezogenen Kanonen schützen, erfüllen die Wallhecken nicht mehr ihren Zweck wie früher und deshalb werden sie ausgerodet, die Landwehren zu Hochwald erzogen. Auch deshalb, weil sie grosse Flächen urbaren Landes einnehmen, den nötigen Luftzug abhalten und die Entwässerung erschweren.

Man hat auch von ihnen gesagt, sie beherbergten Mäuse, schädliche Vögel und andere Tiere; beförderten das Verfrieren des Getreides und verhinderten durch ihren Schatten den Körneransatz. In diesen Tadel kann ich nicht einstimmen.

Die Beherbergung der Mäuse ist nicht von Bedeutung. Wir haben hier viel weniger Mäuse als in den Gegenden, wo keine Hecken sind, die fast alljährlich von Mäusen heimgesucht werden. Die Hecken beherbergen auch diejenigen Tiere, welche die Mäuse vertilgen. In Schlesien, wo keine Hecken sind, hat man zuerst 300 Mark Belohnung auf das beste Mittel zur Vertilgung der Mäuse gesetzt und, als dieses nicht half, 3000 Mark ausgeben.

Dass sie den Vögeln zum Schutze dienen, ist mir sehr lieb, nicht allein aus Annehmlichkeitsrücksichten, sondern weil alle Vögel, mit Ausnahme der Tagraubvögel (Uhus kommen hier nicht vor), nützlich sind, sogar die von den Gartenbesitzern in den Städten verfolgten seltenen Dompfaffen. Die Vögel säubern die Gärten, Äcker, Wiesen, Weiden und Waldungen von den schädlichen Insekten, auch der von einem namhaften Gelehrten verfolgte Specht. In den Lokalitäten, Jahren und Jahreszeiten, wo einige Arten von Vögeln sich in zu grosser Zahl einfinden, mögen sie verschucht, ja auch dezimiert werden.

Was das Verfrieren des Getreides hinter den Hecken anbelangt, so muss auf die Wirkungen des Luftzuges resp. dessen Abhaltung näher eingegangen werden. Kommt der Wind, der den Frost begleitet, aus einer kälteren Luftregion als die örtliche Temperatur und wird er durch die Hecke abgehalten, so schützt die Hecke vor dem Verfrieren. Bringt aber der Wind eine wärmere Luft als in der Örtlichkeit, die mit Getreide bestellt, vorhanden ist, so hält die Hecke den mildernden Wind ab, ist mithin schädlich. Beide Fälle dürften sich aber ausgleichen und deshalb der Hecke nichts Nachteiliges aufs Kerbholz zu setzen sein. Wird aber eine grosse Hecke um einen Ackerkamp, der mit Frucht bestellt ist, im Winter abgehauen, so

sagt das Sprichwort, dass auch die Frucht von zwei an der Hecke liegenden Ackerbeeten mit abgehauen werde. Und das ist wahr. Die im Schutze aufgewachsene Saat verträgt die Blossstellung nicht.

Auch habe ich nicht gefunden, dass der unbedeutende Schatten der Hecke den Körneransatz wesentlich beeinträchtigt. Gewöhnlich liegt noch ein Rasenstreifen zwischen der Hecke und dem Acker, so dass der Schatten kaum die Frucht berührt. Auf solchen Rändern wächst das Gras gewöhnlich sehr gut, deshalb meinte ein längst verstorbener Grundbesitzer im hiesigen Kreise, der von einem Juristen Landwirt geworden war, in seinen schwachwüchsigen Wiesen müssten mehr Hecken angelegt werden, um den Graswuchs zu fördern. Im Siegerlande, wo die Haubergswirtschaft besteht, wird sogar zwischen dem Holze die Frucht gezogen. Dies ist überhaupt ein Einwand, der aus der Holzvertilgungswut hervorgeht. Ich habe in dem verflossenen Jahre auf einem Ackerstücke, welches zwischen dem Hochwalde meines Nachbarn und einer hohen Pappelreihe mit untergepflanzten Eichen eingeklemmt liegt, eine so grosse Menge dicker, mehreicher Kartoffeln geerntet, wie keiner meiner Nachbarn. In einem regnerischem Jahre würde das gewiss anders gewesen sein, aber die Jahre gleichen sich aus durch ihre verschiedene Temperatur. An einer anderen Stelle wurde der Schatten aus einer geringen Entfernung von einer an der Chaussee stehenden hohen Pappel-Doppelreihe auf ein mir gehöriges Stück Gemengsaat (Erbsen, Wicken, Hafer) geworfen. So weit der Schatten reichte, war das Stroh nicht nur mehr als einen Fuss länger, sondern auch mit Schoten bedeckt; wogegen im übrigen der Körneransatz mangelhaft war, soweit das Stück von der Sonne fortwährend beschienen war.

In den 50er Jahren ging die Regierung mit dem Plane um, den Wasserspiegel des Münsterlandes zu senken. Mit der Untersuchung des bestehenden Zustandes und der Mittel, dem vorhandenen Missstande abzuhelfen, war der Regierungs- und Baurat Wurffbain beauftragt, welcher das Land nach dieser Richtung in folgender Weise beschreibt:

„Der Regierungsbezirk Münster enthält noch jetzt 30 bis 40 Quadratmeilen Öden und Haiden, welche theils wegen der in ihnen vorkommenden Versumpfungen, theils wegen steriler Beschaffenheit des Bodens ganz ohne Kultur darniederliegen, obgleich ein grosser Teil derselben in den letzten Dezennien separirt und ausschliessliches Eigenthum der einzelnen Grundbesitzer geworden ist. Dazu kommt, dass in dem ganzen Münsterschen Lande, welches von der Natur mit vielen Quellenlagern und lebendigen Gewässern ausgestattet ist, seit Jahrhunderten die Bevölkerung und Urbarmachung sich meist nur zunächst diesen vielen lebendigen Wasserläufen und auf den von der Natur mehr gesegneten Höhenzügen gehalten, und die davon entfernt gelegenen, mit schlechten Bodenarten versehenen Distrikte so viel als möglich gemieden hat. Nie kann der Regierungsbezirk Münster an einem Übermass von Bevölkerung gelitten haben, sonst würde man sich unmöglich stets so eng an die Gewässer und auf die lehmigen Anhöhen gehalten und die dazwischen gelegenen Flachdistrikte ganz kulturlos haben liegen lassen. Die Volkszählung im Regierungsbezirk Münster für das Jahr 1817 ergab eine durchschnittliche Bevölkerung von 2678 Einwohner auf die Quadratmeile. Diejenige im Jahre 1854 eine durchschnittliche Bevölkerung von 3270 Einwohnern. Die Zunahme der Bevölke-

rung in 37 Jahren beträgt daher nur 592 Menschen auf eine Quadratmeile, während der Fortschritt in demselben Zeitraum im Regierungsbezirk Minden 1404 und im Regierungsbezirk Düsseldorf 3892 erreicht, obgleich im Münsterschen die Sterblichkeit nicht grösser ist als in den übrigen Teilen Westfalens.

Der Regierungsbezirk Münster ist nämlich zumeist auf dem lehmigen und mergeligen, sandigen, mit feinen Sinkstoffen gemischten Boden kultiviert und bewohnt. Dagegen enthalten die dazwischen liegenden Öden und Haiden eine sandige, oder stellenweise eine aus verfaulten Vegetabilien aufgewachsene Bodenkrume, auf welcher bisher nur wenige Stellen kultiviert und bewohnt sind. Während die bisherigen Öden und Haiden mehrseitig an totaler Versumpfung leiden, wodurch sich ein übersaurer Humus und selbst Eisenoxydhydrat im Untergrunde ausbildet, welcher sogar dem Aufkommen der Waldkultur Trotz bietet, sind die vielen kleinen lebendigen Gewässer in den bewohnten und kultivierten Distrikten seit Jahrhunderten durch eingewurzelte Missbräuche und üble Gewohnheiten, durch die willkürliche Anlage von Stauwerken in den natürlichen Abflussrinnen selbst, durch den Gleichmut der Bewohner, durch die Macht der Gewohnheit über den Menschen so total vernachlässigt und verdorben, dass man die eigentliche Natur solcher natürlicher Gewässer kaum erkennen kann.

Die früheren Zeiten müssen hier eine grosse Willkür und Gesetzlosigkeit in Benutzung dieser vielen lebendigen Adern zugelassen haben, sonst wäre es unmöglich gewesen, dass die natürlichen, nur zur notwendigen Entwässerung des Landes ausreichenden Längengefälle von 10 bis 15 Meilen langen Flüssen und Bächen zur Anlage von Stauwerken behufs Betriebes der kläglichsten Mühlenwerke, wie man sie nur in Deutschland finden kann, total aufgehoben worden sind. Wenn die Müller nicht mahlen, so fliesst kein Wasser herab, und das Flussbett ist der Verdunstung, das Seitenterrain aber stets der Versumpfung anheimgegeben. Zwischen den einzelnen Stauwerken erscheinen im Sommer diese Bäche und Flüsse nur als stehende Pfützen und Pfühle, während oberhalb der Staue das Erdreich von einem Übermasse von Feuchtigkeit durchdrungen ist, welches sich über weite Distrikte der Umgegend fortsetzt. Selbst die nächste Umgebung von Münster, der Hauptstadt Westfalens, gewährt einen ähnlichen Anblick.

In einem solchen Zustande befinden sich viele Gewässer des Münsterlandes im Sommer, während zur Durchlassung der hohen Wasserstände an den Stauwerken kleine, höchst mangelhaft angebrachte Vorrichtungen vorhanden sind, und die oberen Umgegenden unter der Überschwemmung oder dem Druckwasser der Mühlenstaue leiden. Entfernt von diesen total verdorbenen Rezipienten befinden sich entweder keine oder nur mangelhafte Abzugsrinnen, welche einen faulen, stagnierenden Ausfluss in diese natürlichen Gewässer haben. In der That sind dieselben auch bei dem jetzigen Zustande der Dinge ganz nutzlos, weil im Sommer das Bedürfnis zur Entwässerung des Binnenterrains seltener vorhanden ist, und vom Herbst bis zum Frühjahr die Rezipienten keine Vorflut für diese Binnengräben geben.

Dieser letztere Übelstand greift so tief in das Wohl und Wehe des neben den Flussthälern hinschreitenden Ackerbaues ein, in dem besten Boden der kultiviertesten und bevölkertsten Gegend des Münsterlandes, dass es für denjenigen, welcher diesen Zustand nicht in Augenschein genommen hat, kaum glaublich

erscheint. — Zieht man aber die allgemein ebene, nur sanft geneigte, kesselartige Formation des Bodens und die stellenweise lehmige, mergelige Beschaffenheit der Bodenkrume in Betracht, so ist es einleuchtend, dass unter den vorherrschenden Umständen alle atmosphärischen Niederschläge meistens vom Frühherbst bis zum Spätfrühjahr den Boden mit Feuchtigkeit übersättigen und das allgemeine Niveau des Grundwassers, welches von dem Stande des Rezipienten-Wasserspiegels abhängig ist, stets eine für die Kultur des Bodens viel zu hohe Lage unter der Oberfläche des Bodens bewahren muss. Deshalb steht auch im Münsterlande, mit Ausnahme der vorherrschend gebirgigen, sterilen Flächen und der in den Oeden und Haiden dahinstreichenden Sandhügel, in bemerkten Jahreszeiten überall das Grundwasser 1 bis 2 Fuss unter der Oberfläche.

Besteht unter solchen Umständen strich- und nesterweise, wie es auf den Höhen und Abhängen vorkommt, der Untergrund aus einer undurchlassenden Lehm- oder Mergelschicht (z. B. in den Distrikten Münster, Altenberge, Burgsteinfurt etc.), so wird ein solcher Boden nur einer sehr dürftigen Kultur zugänglich sein, obgleich er bei günstigerer Lage der vorzüglichste für die Kultur sein würde.

Wenn man erfahrungswise den Stand des Grundwassers für den Wiesenbau mindestens $1\frac{1}{2}$ Fuss, für die Viehweiden 2 Fuss, für den Ackerbau 3—4 Fuss und für die Obstbaumzucht 5—6 Fuss unter der Oberfläche annimmt, so möchte man zu der Ansicht geneigt sein, dass der Boden im Münsterlande im allgemeinen und unter diesen beklagenswerten Umständen sich nur zum Wiesenbau und zu Viehweiden eigne. Wirklich ist dies auch in den Flussthälern und zunächst derselben, und wo eine Bewässerung durch Fluten von der Natur hergebracht wird oder durch Kunst erzielt ist, der Fall.

Allein es wird keiner vernünftigen Ökonomie einfallen, Flächen in gutem Boden, welche vom Herbst bis zum Frühjahre an einem zu hohen Stande des Grundwassers leiden und doch zu keinerlei Bewässerung gelangen können, einzig nur als Wiesen und Weiden zu benutzen. Der rationelle Ökonom wird unter günstigen Konsumtions-Verhältnissen in diesen Grundstücken unfehlbar lieber den Kampf mit dem Grundwasser aufnehmen, als dieselben ausschliesslich als Weideland benutzen.

Dieser zweifelhafte Zustand der Grundstücke auf hohem Grundwasser ist es, welcher die Winterfrüchte nicht gedeihen lässt, schlechte Hackfrüchte erzeugt, eine queckige, mit Unkraut aller Art durchflochtene Bodenkrume hervorbringt und den Boden durch Erkältung, auch vermöge fortwährender Verdunstung des nahe unter der Oberfläche stehenden Wassers stets zum Frostscha den geneigt macht. Aus diesen Gründen sehen wir im Münsterlande, weit entfernt von den natürlichen fliessenden Gewässern, ausgedehnte schlechte Weiden, Holzungen etc., weil die Leute nicht wissen, welche Kultur sie in einen solchen Boden bringen sollen, um mit Sicherheit angemessene Ernten zu erzielen.“

Da die Kosten der Ausführung des grossartigen, wichtigen Projektes zu gross angesehen wurden, versuchte man den Zweck durch Anwendung der bestehenden Gesetze zu erreichen, und deshalb erschien die sehr zweckmässige Vorflut-Polizeiordnung vom 24. Juni 1867. Durch die ernstliche Anwendung derselben, nämlich wo man sich nicht allein auf das papierne Verfahren beschränkt, sondern zur

Beseitigung des wirklich vorhandenen trostlosen Zustandes ernstlich die Hand ans Werk legt und dadurch die Anbringung der Drainage möglich macht, kann ein besserer, befriedigender Zustand geschaffen werden und ist auch in manchen Fällen erreicht worden. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, dass in verschiedenen Gegenden noch vieles, sehr vieles zu thun übrig geblieben ist, besonders auch in Trockenlegung der Inundations-Gebiete der grösseren Ströme, wozu die Regierung, in richtiger Würdigung der für die Landes-Kultur zu erwartenden grossen Resultate, schon lange die Anregung gegeben hat und ihre Hülfe bereitwillig leistet. Ich will nur an die Ent- und Bewässerung der Ems- und Lippe-Wiesen erinnern.

Es kann ein so verkommener Zustand, wie er geschildert ist, nicht so leicht und in kurzer Zeit überwunden und ein so beschriebenes Land so bald in ein fruchtbares umgewandelt werden; wemgleich in den letzten 20 Jahren vieles zum Besseren geschehen ist.

Das Münsterland liegt an zwei Seiten der nördlichen und der westlichen, nicht weit vom Meere und hat deshalb mehr ein See- als Kontinental-Klima. Aus dem Grunde ist nicht allein die Senkung des Grundwassers, sowie die Ableitung des oberirdisch stagnierenden Wassers, was nach der Beschreibung des sachverständigen Baurats die Vorbedingung der Kultur-Verbesserung ist, eine Notwendigkeit, sondern auch wegen der vielen feuchten Niederschläge, welche das Seeklima erzeugt, die Abtrocknung der Oberfläche ein Bedürfnis. Dass solche durch die vielen, auf hohen Wällen ruhenden, aus alten, in die Luft ragenden Eichenstämmen bestehenden Hecken nicht wenig verhindert wird, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Deshalb sind dieselben in den Distrikten, die in der Kultur weitere Fortschritte gemacht haben, schon vielfach beseitigt; stellenweise schon mehr, als mir zweckmässig erscheint.

Um übrigens nicht missverstanden zu werden, wenn ich auf der einen Seite die Entfernung der Wallhecken empfehle, auf der anderen im weiteren Verfolge die Anlegung von Schirmpflanzungen anrate, wiederhole ich in kurzen Worten, was ich im allgemeinen vorstehend schon angedeutet habe.

In einem so feuchten Lande wie das Münsterland, welches nicht allein an Untergrundwasser und Stauung auf der Oberfläche leidet, sondern mit feuchten Niederschlägen behaftet, ist die Abtrocknung der Niederschläge von der Oberfläche eben so wichtig wie die Entfernung des stagnierenden Wassers. Die mit Wasser gesättigte Ackerkrume kann nicht bearbeitet werden, die Frucht in zu feuchtem Erdreich nicht gedeihen. Und deshalb müssen die Wallhecken, wo sie die Abtrocknung zu sehr hindern, entfernt werden. Ebenso sind die Feldgehölze vom Unterholze zu lichten, wo sie zu häufig vorkommen, wie das in den Gegenden meistens der Fall ist, in welchen das Brennholz vorzugsweise kultiviert wurde, als die Steinkohlenheizung noch nicht üblich war. Die grossen Hecken sind besonders schädlich an den Wegen. Das hat die fürstlich münstersche Regierung eingesehen, als nur noch Landwege vorhanden waren, und deshalb durch Edikt vom 5. Juni 1765 vorgeschrieben, dass die Hecken alle vier Jahre abgehauen werden mussten. Die Bestimmungen über die Chausseen vom 8. September 1844 lauten dahin, dass die Hecken an denselben nicht über 3—4 Fuss hoch gehalten werden dürfen.

Im Paderbornschen hat ein Grossgrundbesitzer auf einem kahlen Hochplateau längs der breiten Feldwege Hecken pflanzen lassen, um die zu scharfen Winde abzuhalten. Hier wäre eine Schirmpflanzung aus immergrünen Nadelhölzern zweckmässiger gewesen.

Die Schirmpflanzungen sind bestimmt zur Abhaltung der zu starken Winde, der Sturm- und Zugwinde, wogegen die Hecken nur unvollkommenen Schutz gewähren, in dem Jahre, in welchem sie abgehauen sind, gar keinen. So angenehm ein sanfter, kühler Zephyr in heisser Mittagsstunde, so verderblich wirkt ein kalter, scharfer Nord- und Ostwind oder heftiger anhaltender Zugwind aus Westen nicht allein auf den Menschen, sondern auf alle lebenden Geschöpfe einschliesslich der bloss vegetierenden Pflanzen. Aus Württemberg wurde geschrieben, dass der Südwest- und Westwind schlimmer als Nord- und Ostwind sind. Das hat sich in den bösen Jahren 1879/80 und 1880/81 gezeigt. Gerade die Bäume, welche in Zugluft standen, die aus Südwesten kam, haben das Meiste gelitten. Es sind nicht allein die Ausländer stark mitgenommen, sondern auch die Ortsangehörigen; sogar die zähe deutsche Pappel, *Populus nigra*, ist an den Stellen erfroren, wo eine Windgasse war, selbst alte dicke Bäume, die einem halben Jahrhundert und darüber getrotzt hatten.

Durch das Niederschlagen des Hochwaldes sind dem Winde schon viele Gassen gehauen. Zuerst in der Zeit, wo die Fruchtpreise so hoch standen. Die abgetriebenen Flächen wurden in Ackerland umgeschaffen. Jetzt, wo die Zeiten andere geworden, die Fruchtpreise trotz der Erhöhung der Kornzölle nicht steigen wollen, ärgern die Betreffenden sich über ihre Kurzsichtigkeit. Die Vorsichtigen haben jetzt in ihrem Holzbestande einen Notpfennig, der den Holzverderbern abgeht. Wenn sie nach der Kirche oder nach dem Wirtshause gehen und an den Wegen noch hohe Bäume sehen, aus deren Erlös die Gemeinden ihre stets wachsenden Gemeindesteuern bestreiten können, so sind die Bäume ihre Ankläger. Sie ärgern sich über ihre Übereilung.

Welche Nachteile aus der Zerstörung der Wälder entstehen, hat sich im Laufe der Zeit ergeben. Ein Grundbesitzer, der all seine nicht unbedeutenden Holzbestände, die seine Vorfahren geschont hatten, abgetrieben hat, ärgerte sich immer über die hohen Bäume der an seinem Hause vorbeiführenden Chaussee. Als aber seine Nachbarn in seine Fussstapfen getreten waren und ebenfalls ihren südwestlich gelegenen Hochwald niedergeschlagen hatten, drangen die Gewitter in die ihnen gehauene Windgasse, zerschlugen die einzelnen noch übrig gelassenen grossen Bäume, legten Bresche in die hohe Pappel-Allee an der Chaussee, und ein Blitzstrahl fuhr in den Giebel des Hauses. Seitdem wünscht der Betroffene recht sehr die Erhaltung der noch übrig gebliebenen hohen Bäume zum Schutze seines Etablissements. Selbst der Sturm würde aber über die starken Bäume keine Gewalt gehabt haben, wenn sie nicht im Schutze des nahen Waldes aufgewachsen wären. Die Natur sorgt dafür, dass jedem Übel Widerstand entgegengesetzt wird. Je mehr die Bäume auf den Wind stehen, desto fester und tiefer wurzeln sie in die Erde; sie dürfen nur nicht an Pfähle gebunden werden. An einer anderen Stelle wurde aus derselben Ursache eine lange Doppelreihe von Pappeln am Wege vom Sturm niedergeschlagen, die für 3000 Mark verkauft sind. Und noch jährlich ereignet

sich ähnliches infolge der Waldabtreibung. Ich suche mich gegen solche Unbilden, die meine Nachbarn mir zugefügt haben, durch Schirmpflanzungen aus Nadelhölzern und Schonung des Hochwaldes zu schützen. Gegen diese grossen Übelstände sind die Wallhecken ohnmächtig. Deshalb ist anzurathen, dass an den Stellen, wo sie zu erhalten zweckmässig, dieselben durch Einpflanzen von hochgehenden Bäumen, besonders Nadelhölzern, vorzüglich von Rottannen, verstärkt werden. Zu erhalten sind die Hecken an der Grenze des arrondierten Besitztums, sowie an Weiden und solchen Wiesen, die zu Zeiten behütet werden.

Was die Ästhetik anbelangt, so schwärmen die Leute für die alten faulen Heckenstämme, sie benutzen sie sogar statt der Versteinerungen zu Grotten. Ich kann diesem Zustande keinen Geschmack abgewinnen; obgleich ich einräumen will, dass eine mit Hecken durchschnittene Landschaft einer sogen. Kornwüste, nämlich dem weit offenen Felde, vorzuziehen ist. Die Extreme berühren sich. Zu viel Wallhecken und zu viel offenes Feld, beide sind hässlich, auch nachtheilig. Sucht man die Wahrheit in der Mitte, so erhält man die vorhandenen Waldungen namentlich an der Grenze, legt Baumpflanzungen auch wohl Strauchpartien im Innern an, wo sie den Ackerländereien nicht gar zu nahe stehen, sorgt für Schutz gegen Wind, vergisst dabei die Entwässerung und Wegeverbesserung nicht, wo sie notwendig sind, versäumt auch nicht, Obstbäume und Obststräucher sowie Ziergehölz zu pflanzen. Das ist die goldene Mittelstrasse.

Je niedriger die Preise, desto mehr muss produziert werden, um den Ausfall durch die Menge zu ersetzen. Und dazu gehört ein zweckmässiges Arrangement der ganzen Wirtschaft, besonders auch in der Lage der Grundstücke. Um solches treffen zu können, muss in vielen Fällen eine Konsolidation der Grundstücke vorhergehen. Aber auch unter den misslichstn Verhältnissen kann manches geschehen. Wenn durch die Drainage das Grundwasser beseitigt ist, muss auch noch für die Abtrocknung der Oberfläche gesorgt werden.

Im hiesigen Kreise giebt es keine Haiden, es kann uns nichtsdestoweniger nicht gleichgültig sein, dass nach der Seeküste hin, namentlich in den Kreisen Warendorf, Münster, Ahaus etc. noch so viele unbewaldete Haiden sind, weil unser örtliches Klima darunter sehr leidet. Unsere Interessen werden aber nicht dadurch berührt, dass in der Umgegend von Münster die vielen Wallhecken mit Vorliebe erhalten werden. Aber wir würden den Vereinen, die sich so viele uneigennützige Mühe geben, die Interessen der Landwirtschaft zu fördern, sehr dankbar dafür sein, wenn sie sich der Kultur der unabhsehbaren Strecken Haiden, namentlich deren Bewaldung mehr annähmen, als bisher geschehen ist. Sie würden dadurch nicht allein den betreffenden Grundbesitzern einen grossen Vorteil bringen, sondern auch den hinterliegenden Gegenden eine Wohlthat erzeigen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst](#)

Jahr/Year: 1888

Band/Volume: [17_1888](#)

Autor(en)/Author(s): Brüning

Artikel/Article: [Schirmpflanzung, Wegeverbesserung, Entwässerung u. andere wirtschaftl. Einrichtungen in der Landwirtschaft. 143-152](#)